

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsch-Südwest im Weltkrieg

Suchier, Walther

Berlin, 1918

Zwischenakt

urn:nbn:de:bsz:31-39997

men und gefeiert — wenigstens die anderen. Ich selbst lag zähneklappernd in unserer Krankenfahre und wurde von einer Malaria geschüttelt, die mich noch monatelang nicht losließ.

Das Feldlazarett blieb noch zehn Tage in Ufualuizi und mußte dann gleichfalls aufbrechen, weil die Gefahr vorlag, daß der ungewöhnlich starke Regen alles überschwemmen und damit den Rückweg abschneiden würde. Nach dreiwöchigem Marsch langte es am 28. Januar in Djiwarongo, am 31. in Windhut an. — Sechs Wochen nach ihrer Verletzung kamen die Verwundeten zum erstenmal ins Krankenhaus.

Der Feldzug gegen Angola war beendet. Sieben Wochen Anmarsch, vier Stunden Gefecht, drei Wochen Rückmarsch — stark afrikanisch! — Stellungskrieg war es jedenfalls nicht!

Zwischenakt.

Während Franke mit seiner Abteilung im Norden weilte, hatte sich für das Schutzgebiet nichts von besonderer Bedeutung ereignet. Der Gegner hielt sich auffallend ruhig. Botha (der Bur!) war damit beschäftigt, den Burenaufstand niederzuwerfen, der sich im Oktober 1914 unter Dewet und Maritz organisiert und allmählich beunruhigende Ausdehnung angenommen hatte. Südwest konnte vorübergehend aufatmen. Unsere Patrouillen blieben dauernd hart am Feind, klärten vor Swakopmund und Lüderitzbucht auf und machten sogar erfolgreiche Streifzüge weit in feindliches Gebiet. Hauptmann Petter ging bei Steinkopf über den Dranje ins britische

Suchier, Deutsch-Südwest im Weltkriege.

6

Namaland vor und zerstörte die Bahn nach Port Nolloth an mehreren Stellen gründlich.

Unsere Stellung im Gebirge bei Aus, die von etwa 1000 Mann unter Major Vauscus besetzt war und Botha den Vormarsch von Lüderitzbucht her verriegelte, wurde allmählich zu einem festen Bollwerk ausgebaut; unser Generalstabsoffizier Hauptmann Weck sagte von ihr, daß sie stark genug sei, um einer selbst zehnfachen Übermacht eine vernichtende Niederlage zu bereiten. Die zehnfache Übermacht war da und lag untätig in Lüderitzbucht, aber sie tat uns nicht den Gefallen, anzugreifen. Ein schwacher Vorstoß auf Garub, der am 16. Dezember von fünf Schwadronen mit vier Maschinengewehren von Rotkuppe aus unternommen wurde, ward blutig abgewiesen. Nach dieser Belehrung beschränkte sich der Gegner darauf, Tschaukaiß bei km 72 der Bahn Lüderitzbucht—Keetmanshoop stark besetzt zu halten und weiterhin in Untätigkeit zu verharren.

Die Ungewißheit lastete wieder stärker wie je über dem ganzen Land und wurde durch Bruchstücke von Funkprüchen, die wir hin und wieder auffangen konnten, nur noch fühlbarer. Zuweilen wurde das Dunkel, in dem wir nun schon seit Monaten umhertappten, etwas gelichtet durch erbeutete Zeitungen, die wir in Naulila gefunden oder bei Patrouillengefechten den Buren abgenommen hatten. So erfuhren wir, wenn auch in Ententebeleuchtung, von der Versenkung dreier englischer Panzerkreuzer im Kanal durch Weddigen, so erfuhren wir einiges von den Heldentaten der „Emden“ und des ostasiatischen Geschwaders unter Graf von Spee, die Kriegserklärung Japans an Deutschland, die der Türkei an die Entente.

Aber wie es auf den europäischen Kriegsschauplätzen aussah, blieb in völliges Dunkel gehüllt. Unablässig wurde an der Verstärkung des Windhuker Funkenturmes gearbeitet, so daß es zuweilen tatsächlich gelang, einen zusammenhängenden Kriegsbericht unmittelbar aus Nauen aufzunehmen. Das waren wirkliche Feiertage! Solche Funkprüche wurden besonders für uns stillstiert und tagelang gegeben, bis sie allmählich vollständig aufgenommen werden konnten. Sie waren kurz und bündig; z. B. (Ende Januar 1915): „Kriegslage Ost und West gut, 600 000 Gefangene.“ — Aber dann brütete wieder für Wochen und Monate das undurchdringliche Schweigen über dem Schutzgebiet, und die englischen Lügenmeldungen machten unbestritten die Runde.

Alle Lebensmittel begannen bedenklich knapp zu werden und wurden immer vorsichtiger eingeteilt. Zucker und alle Genußmittel fielen aus, auch der Kaffee mußte von März 1915 an vollständig gestrichen werden. Solange es noch Hafer gab, haben wir uns öfters diesen gebrannt und als Kaffee-Ersatz getrunken — übrigens ein ziemlich zweifelhafter Genuß. Die Preise stiegen im gleichen Maße, wie die Vorräte zusammenschmolzen; besonders für Genußmittel wurden Phantasierechte verlangt und bezahlt. Eine Flasche Bier, die schon im Frieden 1,50 bis 2 Mark kostete, war — wenn überhaupt — unter 4 Mark nicht mehr zu bekommen; für eine Flasche sauren Mosel mußte man etwa 15 Mark anlegen, Zigaretten erzielten Liebhaberpreise von 25 bis 50 Pfennig das Stück; dafür war die Qualität erbärmlich. Nach einigen Monaten war auch für schweres Geld nichts mehr zu haben, weil nichts mehr vorhanden war.

Trafen sich Bekannte, so war die Beköstigungsfrage sehr bald Gesprächsstoff; zur Gewohnheit wurde die Redewendung: „Haben Sie »noch« dies oder das?“ Kartoffeln, Marmelade und grünes Gemüse fehlten fast vollständig; bei der Truppe bekamen wir die letzten Kartoffeln (Dörrkartoffeln) im Dezember 1914. Roggen- und Weizenmehl gingen aus und wurden durch Maismehl ersetzt. Fett in Form von Butter oder Schmalz war nicht mehr zu erhalten; im allgemeinen lieferte aber das Schlachtvieh genug, um den Fettbedarf zu decken, der ja auch in einem heißen Klima wesentlich geringer zu sein pflegt als unter den europäischen Temperaturverhältnissen. — Selbstverständlich erstreckte sich der Mangel nicht nur auf Lebens- und Genußmittel, sondern bald auch auf sehr vieles andere, das man früher für unentbehrlich gehalten hatte.

Saßen wir nach einem anstrengenden heißen Tage des Abends zusammen am Lagerfeuer, so kam, ob man wollte oder nicht, immer häufiger die Rede auf die Herrlichkeiten, die man sich später einmal leisten würde, wenn man das wieder könnte — nach dem Kriege! Aber die Begriffe über Schlemmerei hatten sich schon stark geändert: Als der Gipfel der Genüsse erschien uns — darüber herrschte volle Einigkeit — ein „großes Pilsener“! Einzelne Lebenskünstler gingen so weit, von Bratkartoffeln oder Brötchen mit Butter zu phantasieren, wurden aber nicht ernst genommen. Ja, ja! Nach dem Kriege! — Wann würde der Krieg zu Ende sein? Alle paar Wochen wurden über diesen Punkt Reihen von Wetten abgeschlossen und die hitzigsten Wortgefechte geführt. Die Optimisten tippten auf Weihnachten 1914, die

Pessimisten auf März oder April 1915. Einer verstieg sich zu der Ansicht, es könnte bis Mai 1915 dauern und wurde als Flaumacher gefährlichster Sorte beschimpft. Nur die gefangenen englischen Offiziere, mit denen ich im Oktober 1914 einmal über die voraussichtliche Dauer des Krieges sprach, erklärten schon damals ruhig und bestimmt: „Three years!“

Auch in anderer Hinsicht wurde die Lage immer ernster: Es traten Krankheiten auf, die um so bedenklicher stimmen mußten, als nicht alle erforderlichen Arzneimittel zu ihrer Bekämpfung in genügender Menge zur Verfügung standen. In Windhut brach unter den Kindern eine Diphtherieepidemie aus, die zahlreiche Opfer forderte. Der Typhus, der sich dank der Impfung in einer für Südwest auffallend milden Form äußerte, war trotz aller Vorsichtsmaßregeln nicht ganz zu bannen. Die Truppen litten unter außerordentlich heftigen Magendarmkatarrhen, deren Ursache nicht restlos nachzuweisen und vermutlich in einer Infektion zu suchen war, für die die veränderte Beköstigung (z. B. das schwer verdauliche Maisbrot) und das meist schlechte, schmutzige Wasser den Boden vorbereitet hatten.

Der ewige Wassermangel mußte selbstverständlich alle Reinlichkeitsbestrebungen stark beeinträchtigen, auch wo sie vorhanden waren; er brachte es mit sich, daß kleine Verletzungen, wie sie beim Reiten im verstaubten Dornbusch besonders an den Händen ungemein häufig sind, fast stets zu hartnäckiger Eiterung führten, die eine oft wochenlange Behandlung erforderte. — Unter den Pferden gab es, wie alljährlich, zahlreiche Fälle von Sterbe und einzelne von Rogz. Mit den portugiesischen Deutepferden wurden Läuse und Glasflechte ein-

geschleppt, die die Tiere monatelang entstellten und schädigten.

Die von Angola zurückgekehrten Truppenteile waren in mehr als einer Hinsicht dezimiert. Ihre blutigen Verluste beliefen sich auf etwa 15 v. H.; aber das dicke Ende kam nach. Daß die Anforderungen an die körperliche Ausdauer und Leistungsfähigkeit des einzelnen während der ganzen 2½monatigen Dauer des Feldzuges ungewöhnlich hohe gewesen waren, zeigte sich erst nach unserer Rückkehr. Als wir in Dkanjande in Ruhe lagen, meldeten sich binnen 14 Tagen fast 50 v. H. aller Mannschaften krank, von denen annähernd 10 v. H. wegen schwerer Herzstörungen, Malaria, Typhus u. a. m. zeitig oder dauernd der Truppe verloren gingen. Wir wurden scherzweise „die bewaffneten Rekonvaleszenten“ genannt — aber es war eigentlich schon nicht mehr zum Lachen!

Am 24. Dezember kam die große Weihnachtsüberraschung: Botha erschien vor Walffischbai mit 2 Linienschiffen, 2 Hilfskreuzern und 9 Transportschiffen und begann eine für afrikanische Begriffe gewaltige Truppenmacht zu landen, die mit modernstem Kriegsgerät jeder Art ausgerüstet und allmählich auf eine Stärke von etwa 20 000 Mann gebracht wurde. Es war nun nicht mehr zweifelhaft, woher der Hauptstoß des Gegners zu erwarten war: Er zielte am Swakop entlang über Karibib und Okahandja ins Innere des Landes, auf Windhof. Damit fielen alle bisherigen Voraussetzungen. Der Krieg in Südwest trat in ein neues Stadium ein, welches das entscheidende werden sollte. — Botha schlug in Walffischbai sein Hauptquartier auf und traf in aller Ruhe umfassende Vorbereitungen. Der Bahnbau nach Swakop-

mund und von da weiter in die Namib hinein wurde sofort in Angriff genommen und lehnte sich im wesentlichen an den Verlauf der von uns gründlich zerstörten Otavibahn an. Swakopmund wurde am 15. Januar 1915 besetzt. Die Küstenkompagnie unter Hauptmann Scultetus blieb mit dem Gegner dauernd in Fühlung und erschwerte ihm das Vordringen durch Minen und zahlreiche schneidige Patrouillenunternehmungen nach besten Kräften.

Der 27. Januar kam heran; in stiller, ernster Feier wurde Kaisers Geburtstag begangen, und unsere Gedanken waren in der deutschen Heimat.

Anfang Februar lebte die Gefechtsstätigkeit wieder auf. Major Ritter ging mit zwei Kompagnien und einer Batterie am Dranje auf feindliches Gebiet vor, um die Bauspitze der strategischen Bahn Prieska—Uppington anzugreifen, die bedenkliche Fortschritte gemacht hatte. Vielleicht hoffte man auch, durch einen greifbaren Waffenerfolg die immer schneller erlahmende Burenbewegung wieder etwas mehr zu beleben, von der wir noch immer nicht glauben wollten, daß sie zu Ende ginge.

Bei Kafamas kam es zum Zusammenstoß mit stark überlegenen Kräften der „defence force“, in schwerem Gefecht wurde der Ort gestürmt und genommen — aber mit diesem Achtungserfolg war auch alles erreicht, was unter den gegebenen Umständen zu erreichen war. Es drohte, wie stets in diesem Kriege, die Umgehung der kleinen deutschen Streitmacht, der sich Ritter nur durch sofortigen Rückzug entziehen konnte. Nach ernststen blutigen Verlusten und Strapazen, die von Mensch und Tier das Äußerste verlangten, kam die Truppe zurück,

ohne ihren Zweck erreicht zu haben. — Einige Tage später fand die Burenbewegung auch formell ihren Abschluß. Kraftlos, wie sie begonnen, sank sie wieder in sich zusammen. Christian Dewet ergab sich mit dem Rest seiner Leute, Maritz entkam auf deutsches Gebiet.

Über Britisch-Betschuanaland stießen englisch-burische Abteilungen mit Autos und Kamelen von Südoften auf Hasuur vor und wurden bei Rietfontein durch Leutnant Gödeke blutig abgewiesen. — Auch in der Namib begann es sich zu regen. Am 23. Februar wurde die Küstenkompagnie durch einen überraschenden Vorstoß des Gegners aus ihrer Vorpostenstellung bei Felsenegg hinausmarschirt, mußte auf Arandis zurückgehen und später bis auf weiteres nach Stingbank zurückgenommen werden. Der Angriff auf die rund 180 Mann starke deutsche Abteilung war, wie gewöhnlich, mit einer etwa 15fachen Übermacht von verschiedenen Seiten gleichzeitig angelegt worden und konnte trotz kräftigsten Widerstandes selbstverständlich nur mit dem Rückzug der Unserigen enden.

Botha begann vorzugehen. Die Station Rössing wurde stark besetzt, der Bahnbau nachgezogen und die Bauspitze entlang der Otavilinie langsam vorgeschoben; von Eingeborenen geführte Patrouillen fühlten weit vor in die Namib hinein; bei Husab im Swakoptal entstand ein gewaltiges Truppenlager, das uns infolge seiner geschützten Lage hinter den Bergen lange Zeit verborgen blieb. Es war unverkennbar, daß in der aller-nächsten Zeit mit einem ernstern, weitgezielten Vorstoß der britischen Streitkräfte von Swakopmund her zu rechnen sein, und daß er sich auf mehreren, annähernd parallel verlaufenden Anmarschwegen gleichzeitig vor-

bewegen würde: Am Swakoptal in Richtung Djinzingwe—Dkahandja und an der Stavibahn bzw. der alten Staatsbahn entlang über Usafos und Tafalswater auf Karibib.

Inzwischen hatte sich auch im Süden des Landes die Lage zugespißt. Seit Monaten stand unsere feste Stellung bei Aus unerschüttert, und die Abteilung Dauscus harpte in aufreibendem Wachdienst ungeduldig des Angriffs, der noch immer nicht kommen wollte. Ob es wahr ist, daß die Buren sich geweigert haben, gegen unser Felsenfest anzurennen, oder was sonst die Gründe gewesen sein mögen, die Botha veranlaßten, trotz seiner gewaltigen Überlegenheit an Mannschaften und Artillerie von einem Angriff an dieser Stelle abzusehen, wissen wir nicht. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß er auch hier seinem begreiflichen Grundsatz gefolgt ist, unter Verzicht auf militärische Lorbeeren und möglichst weitgehender Schonung der Mannschftsbestände sein Ziel so billig wie möglich zu erreichen.

Möglich auch, daß es ihm mit seiner Landung in Lüderitzbucht vorwiegend darum zu tun gewesen ist, die deutschen Diamantfelder frühzeitig in seinen Besitz zu bringen, um die Plünderung derselben so schnell und gründlich wie möglich betreiben zu können. Letzten Endes gab ihm ja die zahlenmäßige Überlegenheit seiner Truppen die Sicherheit, daß sich sein Umgehungs- und Flankierungsverfahren immer wieder bewähren und zum Erfolg führen mußte, so daß er sich ruhig gedulden konnte, bis ihm Aus als reife Frucht von selbst in den Schoß fiel. — Leider sollte er auch diesmal recht behalten. Mit dem Erlöschen des Burenaufstandes und der Fertigstellung der Bahnstrecke Prieska—Upington

war für Botha der Zeitpunkt gekommen, auch vom Süden und Südosten her die Operationen wieder aufzunehmen, die seit dem Gefecht von Sandfontein fast vollständig geruht hatten, und das Kesseltreiben gegen Südwest im großen Stile durchzuführen.

Nach monatelanger sorgfältiger Vorbereitung, die den ganzen Nachschub an Wasser, Lebensmitteln und Munition nunmehr vollständig den Automobilkolonnen übertrug, wurde der Vorstoß in Richtung Kalkfontein und Keetmanshoop angelegt und mit überraschender Geschwindigkeit vorgetragen. — Damit war unmittelbar unsere Stellung bei Aus im Rücken bedroht und mußte kampfslos geräumt werden. Das bedeutete praktisch die Aufgabe des ganzen Südens. — Lebensmittel, Vieh und Vorräte aller Art wurden fortgeschafft, die Bahnstrecken und Wasserstellen zerstört — immer dasselbe traurige Bild. Nur Tretminen blieben zurück. Bei alledem war die größtmögliche Schnelligkeit geboten, zu der die geringe Leistungsfähigkeit der einzigen zur Verfügung stehenden Eisenbahnlinie in keinem Verhältnis stand. — Die von Aus zurückgezogene Abteilung Bauscus — etwa 1000 Mann stark — wurde über Keetmanshoop nach Norden in Marsch gesetzt, um gegen den am Swakop immer stärker werdenden Druck der Bothaschen Hauptmacht Verwendung zu finden. Was sich sonst noch an versprengten deutschen Streitkräften im Süden aufhielt, insgesamt noch etwa 800 Mann, wurde unter dem Befehl des Hauptmanns v. Kleist zusammengezogen, leistete dem nachdrängenden Gegner hartnäckigen Widerstand und verzögerte in langsamem Zurückweichen seinen Vormarsch nach Möglichkeit.

Der Zustand des Schutzgebietes wurde schnell immer

ernster. Wir befanden uns nicht nur durch die äußeren und inneren Verhältnisse an sich, wie sie nun einmal gegeben waren, in einer haltlosen Zwangslage, — wir hatten auch Pech, ganz gewöhnliches ausgewachsenes Pech. Im Süden regnete es zu Beginn des Jahres 1915 so ausgiebig, wie es seit Jahrzehnten nicht mehr beobachtet worden war. Was sonst als ein Segen des Himmels dankbar begrüßt worden wäre, wurde uns jetzt zum Verhängnis: Der plötzlich einsetzende Wasserreichtum erleichterte dem Gegner den Vormarsch in demselben Grade, wie er den Rückzug der von Süden abziehenden Truppen erschwerte. Der Bahndamm Keetmanshoop — Windhuk wurde auf große Strecken unterwühlt und abgeschwemmt, so daß zeitraubende Wiederherstellungsarbeiten nötig wurden. Auf den Farmen wurden zahlreiche Staudämme, die in mühseliger Friedensarbeit mit großem Aufwand an Zeit und Geld erstanden waren, von dem plötzlich mit ungewohnter Stärke andringenden Wasser über Nacht niedgerissen und große Werte vernichtet. — Was der Süden zuviel bekam, erhielt der Norden zu wenig. Im Bezirk Grootfontein, auf den wir für die kommende Maisernte die größten Hoffnungen setzten, blieb der Regenfall ungewöhnlich gering. Die Folge war eine vollständige Missernte, die alle bisherigen Berechnungen über den Haufen warf und uns mit unerbittlicher Klarheit erkennen ließ, wann es mit unseren Nahrungsmitteln zu Ende sein würde.

Unsere Vorräte an Hafer waren von Anfang an recht dürftig; jetzt gingen sie trotz vorsichtigster Einteilung endgültig zur Neige. Die Folgerungen, die sich daraus für die Kriegführung ergaben, waren außerordentlich weitreichend. Was noch an Hafer vorhanden

war, wurde für Patrouillen aufgespart, die schnellbeweglich und von der Weide unabhängig bleiben mußten. Alle übrigen Zug- und Reittiere waren künftighin ausschließlich auf Gras angewiesen und magerten zusehends ab. Sie mußten aufs äußerste geschont werden; es wurde vorwiegend des Nachts und fast ausschließlich Schritt geritten. Aus alledem ergab sich nebenbei eine große Mehrbelastung der Mannschaften, die bei Tag und Nacht jede nicht anderweitig in Anspruch genommene freie Stunde mit den Pferden auf Weidewache ziehen mußten.

Besondere Schwierigkeiten ergaben sich für große Gebiete in der Namib, in denen gerade jetzt der Feldzug eine entscheidende Wendung nahm. Außer dem blaugrünen, giftigen Milchbusch, der mit beneidenswerter Anspruchslosigkeit selbst in der trostlosesten Sandwüste seine Lebensbedingungen findet, wächst kein Halm in dieser gottverlassenen Gegend; die Futtermittel für die Tiere mußten in Form von Preßgras täglich weite Strecken auf der Bahn herangefahren werden. Nur dem Umstand, daß Botha gerade an Hand unserer Bahnstrecken vorging, ist es zu danken, daß wir unsere Namibstellungen überhaupt besetzt halten konnten; sonst wäre eine Verpflegung der Tiere ausgeschlossen und damit kampflose Räumung dieses ganzen Gebietes die notwendige Folge gewesen. — Trotz sorgfältigster Pflege nahm die Leistungsfähigkeit der Pferde von Tag zu Tag ab. Es war ein Jammer, mitanzusehen, wie die schönen Tiere täglich magerer und struppiger wurden, das Haar seinen Glanz verlor und die Rippen mehr und mehr hervortraten. Und dennoch trugen sie uns in geduldiger treuer Pflichterfüllung durch Durst, Sand und Sonnen-

glut, bis ihre Kraft zu Ende war. — Man sollte ihnen ein Denkmal setzen — der Gegenstand wäre würdiger als mancher andere!

Noch bevor die entscheidenden Kämpfe in der Namib einsetzten, wurde das Schutzgebiet abermals von einem unerseßlichen Verlust betroffen. Hauptmann Weß, der einzige Generalstabsoffizier im Kommando der Schutztruppe, stürzte mit dem Pferd, zog sich einen Oberschenkelbruch zu und erlag drei Wochen nach seiner Verletzung einer Lungenembolie.

Der 20. März.

In der Namib ging's los; es deutete alles darauf hin, daß die Entscheidung bevorstand. Nach übereinstimmenden Patrouillenmeldungen hatte sich Mitte März 1915 die Lage so weit geklärt, daß mit einem starken Vorstoß des Gegners längs der alten Staatsbahn und des Swakoptales gleichzeitig gerechnet werden mußte. Als Durchbruchstellen kamen demgemäß für Botha hauptsächlich zwei Punkte in Frage: Auf seinem rechten Flügel das Swakoprivier, bzw. die damit parallel verlaufende Hauptpad Swakopmund—Djimbingwe, vielleicht beide; auf seinem linken Flügel die sogenannte „Pforte“, ein wildes Felsentor im Grenzgebirge der Namib, das hier in beispiellos starrer Trostlosigkeit aus der Sandwüste aufragt und von der Bahnlinie nach Kafalawater durchzogen wird. Beide Punkte waren zweifelsohne in gleicher Weise zur Verteidigung geeignet, wie sie für den Gegner schwer zu überwinden waren. Eine Umgehung erschien diesmal ziemlich ausgeschlossen; sie hätte unter den gegebenen Umständen Gewaltmärsche